

# Gutachten

des Herrn

Akademikers Wiedemann

über die

## neue ehstnische Orthographie.

(Ertheilt auf Ansuchen der Section der ehstländischen literarischen Gesellschaft für ehstnische Sprache und Literatur).

A. 503

00000

*Wiedemann*

Reval, 1869.

Druck von Lindfors' Erben.

© 1868

1868

Verlag von H. W. Meyer

Leipzig

1868

Verlag von H. W. Meyer

Von der Censur gestattet.

Reval, den 6. Novbr. 1868.

Est. A

Tartu Ülikooli  
Raamatukogu

36666

# Gutachten des Hrn. Akademikers Wiedemann über die neue ehstnische Orthographie.

(Ertheilt auf Ansuchen der Section der ehstländischen literarischen Gesellschaft für ehstnische Sprache und Literatur.)

Abgesehen von den ganz albernen Vorwürfen, die man der neuen ehstnischen Orthographie gemacht hat, daß sie die Sprache finnisiere und daß sie durch Dehnungen, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden seien, den Laut der Sprache entstelle — natürlich, wenn man für die neu geschriebenen Wörter die alte Weise auszusprechen beibehalten wollte — sind es zwei Ausstellungen, welche man mit einigem theils scheinbaren Rechte daran gemacht hat, nämlich daß sie selbst auch nicht ganz genau den Laut der Wörter darstelle, und daß sie ungerufen eine schon allgemein angenommene und durch Verjährung zu Recht bestehende Orthographie verdrängen wolle.

Die erste Ausstellung ist richtig und, wie wir unten sehen werden, noch richtiger, als die Tadler selbst gemerkt haben, aber was ist denn überhaupt in der Welt so gut, daß es nicht noch besser sein könnte? und wenn man das Schlechtere darum überall beibehalten wollte, weil das gebotene Bessere nicht vollkommen ist, so wäre Fortschritt und Besserung überhaupt nicht möglich. Bei der Beurtheilung der neuen Orthographie muß man also billiger Weise nicht fragen, „ist sie vollkommen?“ sondern „ist sie besser als die bisherigen?“ Diese bisherigen sind ja selbst auch nur Verbesserungsversuche noch früherer, wo man z. B. kax, otza, köcht, kehl, wegka schrieb (st. kaks, otsa, köht, keel, wäga), und wenn Mangel an Vollkommenheit schon des Rechtes auf Existenz berauben soll, so sind die bisherigen Schreibweisen gewiß noch weniger zur Existenz berechtigt als die Ahrens'sche, und es bliebe nichts weiter übrig, als wieder zu den ersten Schreibversuchen des Ehstnischen zurückzukehren und dabei stehen zu bleiben. — Wenn es ferner vor Ahrens wirklich, wie die Gegner seiner Orthographie die Sache wohl haben darstellen wollen, nur eine, allgemein angenommene Ortho-

graphie gegeben hätte, so hätte diese allerdings vor der Ahrens'schen das Recht der Verjährung und das „felix possessor“ des römischen Rechts voraus; die englische und französische z. B. sind in diesem Falle, und obgleich durch sie die Sprachlaute noch weniger genau und consequent ausgedrückt werden, so wäre es doch ein schweres und mißliches Unternehmen, jetzt eine streng phonetische Schreibweise einführen zu wollen. Im Ebstnischen aber verhält sich die Sache gar nicht einmal so, man hat im Gegentheil die Mängel wohl eingesehen und mancherlei Versuche zu ihrer Abstellung gemacht. Man hat z. B., wenn wir auf das allgemein Antiquirte auch weiter nicht eingehen wollen, bis in die neueste Zeit noch das öö von Ahrens ausgedrückt mit öö, oö, öe, öä, man hat maja (Haus) auch maia, maea, majja geschrieben, man hat, was Ahrens z. B. kana und kanna schreibt, entweder gar nicht unterschieden und Beides ganz gleich kanna geschrieben, oder man schrieb kaña und kanna, oder kanna und kañna, oder kanna und kánna (obgleich es doch keineswegs die fehlende Accentuation ist, was das erste Wort von dem zweiten unterscheidet, sondern in beiden die erste Sylbe accentuirt ist), oder kanna und kannna. Schon nach bloß äußeren Gründen — auf die inneren komme ich sogleich — muß also jedem Unbefangenen das Ahrens'sche kana und kanna eben so berechtigt erscheinen, wie die übrigen Schreibungen. Ein unlängbarer Vorzug der Ahrens'schen Orthographie vor allen ihren Vorgängern ist es, daß er die einfachen und doppelten Consonanten richtig unterscheidet und die langen Vocale immer auf gleiche Weise von den kurzen. Es ist natürlich, daß derjenige, welcher zuerst eine fremde Sprache schreibt, ohne Linguist zu sein, die Orthographie seiner Muttersprache zu Grunde legt, wo aber diese nicht ausreicht für die Laute der fremden Sprache, da müssen sich Undeutlichkeiten und Inconsequenzen ergeben. Die deutsche Sprache unterscheidet nur kaña (kaana) und kanna, das ebstnische dritte kana fehlt ihr, und daher hat sie in ihrer Schrift auch keine Bezeichnung dafür, sie kann nur kana (d. h. kaana oder kaña) und kanna (d. h. kanna) schreiben, und da dem dritten ebstnischen kana das deutsche kanna ähnlicher lautet als das deutsche kana, so ist natürlich, daß Deutsche, wenn sie ebstnisch zu schreiben anfangen, kana mit kanna zusammenwarfen und ebenfalls kanna schrieben, so wie man auch jetzt ebstnische Namen wie Kero, Kolo zc. deutsch nicht anders schreiben kann als Kerro, Kollo. Will man nun aber ebstnisch genauer schreiben, und die in kanna zusammengeworfenen kana und kanna unterscheiden, so ist in der That die Ahrens'sche Schreibweise die allein verständige und in der Natur der Sache

bedingte, nicht bloß weil die verwandten Finnländer schon lange dieselben Laute eben so schreiben, sondern weil man ganz naturgemäß eigentlich gar nicht anders schreiben kann. Eine Schwierigkeit besteht dabei nur für den, welcher schon an eine ältere Schreibweise gewöhnt ist und kana auf deutsche Weise mit langem a, also kāna lesen will, was aber jedenfalls schon darum eine Inconsequenz ist, weil beide Sylben ganz gleich gebaut sind, und man also, wenn man ka wie kā lesen will, auch na wie nā lesen müßte, also kānā. Wer aber ohne Voreingenommenheit oder Rechthaberei ganz unbefangen beide Sylben mit gleich kurzem a ausspricht, wird schwerlich etwas Anderes herausbringen als das Ahrens'sche kana. Damit erledigt sich auch der Einwurf, den man wohl auch gegen das Einfachschreiben der Consonanten erhoben hat, daß das Lesenlernen in den Schulen dadurch erschwert würde, weil die Kinder immer geneigt sein würden, kana wie kāna zu lesen. Diese Neigung hat aber eben nur der, welcher schon gewöhnt ist, kana wie kanna geschrieben zu sehen, wer aber erst anfängt lesen zu lernen und sich eingepreßt hat — alles Lesenlernen muß ja natürlich damit anfangen, daß man sich den lautlichen Werth der Schriftzeichen einprägt — daß alle einfachen Vocale kurz sind, wird auch kana nur richtig lesen können, nicht wie kāna. Ich muß gestehen, es scheint mir viel schwerer, einem Leseschüler beizubringen, wie das alte kanna so buchstabirt werden soll, daß k-a-n „kan“, n-a „na“ ein Mal kanna ausgiebt und ein anderes Mal kana. Zu dem richtigen Verständniß der Schreibung der Consonanten bei Ahrens gehört nun nothwendiger Weise, wie man sieht, daß die langen und kurzen Vocale deutlich unterschieden werden, und daß man die langen nicht, wie vor ihm, bald einfach, bald doppelt schreibt. Man schrieb also z. B. konal mit einem o, aber koonlad mit zwei o, angeblich weil, nach deutscher Weise gelesen, in dem ersten der einfache Vocal genügte, um den langen Laut zu bezeichnen, in dem zweiten aber eine Verdoppelung dazu nöthig sei, weil die vorher offene Sylbe eine geschlossene wurde. Aber bekanntlich verfährt man ja im Deutschen selbst gar nicht einmal so, sondern schreibt z. B. „Haar“ und „Haare“ beide mit doppeltem Vocal, „schonen“ und „schonte“ beide mit einfachem Vocal ohne Rücksicht auf die offene oder geschlossene Sylbe\*). In Bezug auf den Vocal in der

\*) Das Bedürfniß, ähnlich lautende, aber begriffsverschiedene Wörter auch für das Auge zu unterscheiden, hat zu der seltsamen Inconsequenz geführt, daß man bei maa (Erde) für das lange A auch in der offenen Sylbe die Verdoppelung anwandte, damit es anders aussähe als ma (ich), Andere zogen das etwas groteske Ma vor, mit großem M. — Ahrens schreibt ebenfalls maa (Erde) und ma (ich), aber ganz consequent und mit

Sylbe, welche den Nebenton hat, hatte man schon vor Ahrens die Concession gemacht, daß man ihn in offener Sylbe für kurz gelten ließ, während man in der ersten, mit dem Hauptton versehenen Sylbe es doch für nöthig hielt, durch Verdoppelung des Consonanten die Sylbe zu schließen, damit nicht der Vocal für einen langen gelte, man schrieb also z. B. *innimene*, oder noch deutlicher dörrt-ehstnisch *inne mine*, obgleich ohne Zweifel in der ersten, durch den Strich bezeichneten Hälfte des Wortes das *nn* in Wirklichkeit gar nicht anders lautet als das einfache *n* in der zweiten, so daß man consequent nur *inimine* (*inimene*) oder *inneminne* (*innimenne*) schreiben sollte.

Eine dritte von Ahrens gemachte Veränderung erscheint auf den ersten Anblick von zweifelhaftem Werthe, nämlich daß er im Auslaut der Wörter durchgängig *u* schreibt, wo sonst *o* gebräuchlich war. Er selbst sagt, der Auslaut sei weder rein *u* noch rein *o*, sondern schwebe zwischen beiden; da man aber auch vor ihm schon durchgängig *u* für *o* eintreten ließ, sobald das Wort durch Flexion am Ende wuchs (z. B. *ellul*, *ellule*, *ellust* von *ello*), so hat er es vorgezogen, den Mittellaut selbst auch schon mit *u* zu schreiben, also *elu*, wie *elust*, *elul*, *elule*, und ich glaube, daß er für die allgemeine Schriftsprache wohl daran gethan hat. Die Schriftsprache kann nur einerlei Schreibweise haben, der Auslaut *o* oder *u* aber ist in der lebenden Sprache nach den verschiedenen Gegenden sehr schwankend und verschieden. Da der von Ahrens bemerkte Mittellaut allerdings auch nach meinen Beobachtungen Statt findet und in der Verlängerung der Wörter das *u* schon lange allgemein eingebürgert war, so schreibe auch ich lieber *elu*, *elul*, *elule*, *elust* als mit gleicher Consequenz *elo*, *elol*, *elole*, *elost*, denn daß in dem reinen Auslautsvocal und in den Verlängerungen der Unterschied so deutlich und bestimmt wäre, daß man im ersten Falle *o*, im zweiten *u* zu schreiben genöthigt wäre, das gilt, so viel ich bemerkt habe, wenigstens für die Gegenden des Ehstenlandes nicht, deren Sprache als Schriftsprache in ausgedehnterem Gebrauche ist und zu sein verdient. Vor Ahrens unterschied schon D. W. Masing die Casus desselben Wortes durch den Auslaut *o* und *u*, er schrieb z. B. *lukko* im Genitiv und *lukku* im Infinitiv, aber wohl mehr der Theorie zu Liebe, als durch den wirklichen Klang dieser Casus dazu genöthigt. — Der Dörrt-ehstnische und der allentackensche Dialekt, welche dem Finnischen näher stehen als die

gutem Recht, weil in dem ersten Worte der Vocal wirklich lang ist, in dem zweiten aber kurz, er schreibt daher auch *sa* (*du*) und *ei saa* (*bekommt nicht*), was aber seine Vorgänger nicht thaten.

anderen Dialekte, haben wie das Finnische beide Auslaute o und u deutlich neben einander, der Dörpethste spricht z. B. kulo (vorjähriges Gras) oder mago (Magen) mit deutlichem o neben kulu (Aufwand), magu (Geschmack) mit deutlichem u, eben so elo (Leben) und viele andere Wörter, bei diesen bleibt aber das o auch in der Verlängerung eben so deutlich, also elol, elole, elost, kulole, kulol, kulost, maol, maole, maost, und wenn man dörpethstnisch schreibt, so ist in solchen Wörtern natürlich überall das o beizubehalten, in anderen (wie magu Geschmack, maul, maule, maust) eben so das u. Im Südwesten des revalsthischen Gebiets, wo auch sonst manche Annäherung an das Dörpethstnische vorkommt, hört man freilich auch deutlicher o als u im Auslaut, vielleicht sogar auch schon ähnliche bestimmte Unterschiede wie im Dörpethstnischen, aber in der Verlängerung der Wörter habe ich meines Theils wenigstens nie ein so deutliches o gehört. Wenn nun auf der einen Seite zwar ein o im Auslaute wohl vorkommt, jedoch nicht mit gleicher Deutlichkeit in der Verlängerung\*), andere Dialekteigenthümlichkeiten derselben Gegend (wie kogo, rugid statt kokko, rukkid, lambud oder lambid st. lambaid, raudset, raudsete, st. raudist, raudiste, pimed, laged st. pimedad, lagedad, elajast st. elajat zc. zc.) aber nicht in die Schriftsprache aufgenommen außer etwa nur von schriftstellernden Ehten, welche nur den Dialekt ihrer nächsten Umgebung kennen, auf der anderen Seite aber ein mehr oder weniger deutliches u ebenfalls in der lebenden Sprache wirklich vorkommt, und als ein ganzes u in der Verlängerung schon längst eingebürgert ist, so ist das wohl Grund genug, den Vocal des Auslauts, da man ein halbes u nicht schreiben kann, ebenfalls durch ein ganzes auszudrücken.

Betrachten wir nun gegen die, wie ich hoffe, genügend begründeten Vorzüge der Ahrens'schen Orthographie auch ihre Mängel, welche sie, wenigstens für eine wissenschaftliche Behandlung der Sprache, noch mancher Verbesserung fähig erscheinen lassen. Sie hat für eine Anzahl Laute keine oder wenigstens keine befriedigende Bezeichnung.

1) Die Mouillirung der Consonanten ist unbezeichnet geblieben, und Ahrens scheint sie auch nicht ganz richtig erkannt zu haben. Er spricht von der — übrigens eben so wenig mit einer Bezeichnung versehenen — „Dilution der Vocale“, d. h. einer Hinneigung oder Zuspizung zu einem I,

\*) Körber in Ansekküll hat manche Idiotismen des öfesschen Dialekts, die Redacteurs des „Eesti“ und „Perno posti-meess“ haben sehr viele des peruanischen, aber keiner hat es für nöthig gefunden, das auslautende o auch in der Verlängerung beizubehalten.

welches als tonloser Vocal in der folgenden Sylbe entweder wirklich vorhanden ist (wie kotti) oder ursprünglich vorhanden war (wie kot, finnisch und in der Poesie kotti), und hält das gleichzeitige Vorkommen der Mouillirung nur für zufällig oder unwesentlich. Mir scheint die Sache umgekehrt, so daß, wie in vielen anderen Sprachen, das I zurückwirft und Mouillirung solcher Consonanten bewirkt, welche einer Mouillirung überhaupt fähig sind, die Mouillirung aber wieder weiter den vorhergehenden Vocal afficirt. D. W. Masing bezeichnete diese Mouillirung, wie auch er sie erkannte, durch sein sogenanntes Jota subscriptum, einen Punkt unter dem vorhergehenden Vocal (kolk, palk), aber unzuweckmäßig, da ja nicht der Vocal mouillirt wird, sondern der Consonant. Ich bezeichne sie durch einen kleinen Strich (Virgulirung), aber nicht durch den Buchstaben, wie im Letzlichen, um ihn nicht zu entstellen, also kolk, palk, önnis ꝛ. Die Mouillirung ist nicht überall gleich deutlich oder gleich ausgebehnt. Auf den größeren Inseln fehlt sie zum Theil ganz, wie bei dem größten Theil der Finnen, oder sie schwankt nach den Casus, wie ich in Desel talli, tallis u. dgl. gehört habe, neben dem Nominativ tall. Es liegt auf der Hand, daß in einem Lexikon oder einer Grammatik, welche zunächst für Solche geschrieben werden, welche die Sprache noch nicht kennen, ein so wichtiges Stück in der Aussprache, wie die Mouillirung ist, nicht unbezeichnet bleiben kann, in Schriften aber, welche für Chyten oder überhaupt der Sprache schon Kundige geschrieben werden, mag sie allenfalls der Ergänzung durch den Lesenden überlassen bleiben, der ja schon weiß, wie das bekannte Wort heißt, und in Fällen, wo man einen Augenblick zweifelhaft bleiben könnte, wie osta mu tall (Stall oder Lamm) ära, ma lähen palka (den Lohn oder die Balken) wastu wötma, wird der Zusammenhang bald zeigen, was gemeint ist.

2) Das sanfte (z) und das starke (s) S sind, wie auch Ahrens anerkennt, beide in der Sprache vorhanden, er hat aber keine besonderen Zeichen dafür, sondern begnügt sich damit, Regeln für die Aussprache des s zu geben, welche übrigens nicht ganz stichhaltig sind. Um nicht mit seinen Regeln in Widerspruch zu gerathen, sieht er sich sogar zu der Inconsequenz genöthigt, zwei Consonanten zu schreiben, wo doch nur einer lautet, weil er sonst nicht zwischen zwei Vocalen ein scharfes s hätte darstellen können, z. B. kiwisse „in den Stein“, zum Unterschied von kiwise, Genitiv von kiwine. Viel einfacher und zugleich der Anforderung der Sprachwissenschaft genügend, welche fordert, daß ein und dasselbe Zeichen immer auch nur für einen, nicht für zwei Laute gebraucht werde, ist es wohl, wenn man für das auch in den slawischen Sprachen immer genau unterschiedene schwache

und starke S auch zwei Zeichen gebraucht, und da empfiehlt sich für das sanfte das Zeichen z, womit in vielen anderen Sprachen dieser Laut bezeichnet wird; die Laute s und z sind physiologisch eben so verschieden wie p und b, t und d, k und g. Anders gestaltet sich auch hier die Frage in Beziehung auf die Praxis. Da scheint es, daß man in Büchern für des Ebstnischen Kundige wohl auch mit dem einen Zeichen s auskommt, besonders da die Unterscheidung des z und s in der lebenden Sprache noch größeren Schwankungen unterworfen ist als die Mouillirung. Es scheint, als ob je weiter nach Süden (auch im Finnischen hat die Schriftsprache nur das eine s), desto deutlicher und ausgebreiteter das z erscheint. Nach Ahrens ist nur zwischen zwei Vocalen das S sanft, neben Consonanten überall stark; davon aber finden sich schon im Nevalehstnischen selbst Ausnahmen, nämlich ein z auch vor liquiden Buchstaben, wenn ein langer Vocal vorhergeht, z. B. keizri, Genitiv von keizer. Die Dörphten haben ein z vor w auch nach kurzen Vocalen, wie kazwama, razw, auch eins nach d und g, mit welchen es die dem Nevalehstnischen fremden Verbindungen dz und gz bildet als Tenuation von ts, ks. Dagegen aber sind im Nevalehstnischen auch wieder Gegenden, wo das z ganz zu fehlen scheint, so daß von einem der Sprache sonst sehr wohl kundigen Prediger dort mir die Existenz eines z im Ebstnischen ganz in Abrede gestellt wurde. — Wo im Nevalehstnischen beide S-Laute vorkommen, da ist das z besonders merklich nach einem betonten Vocal, so daß ich die Ahrens'sche Regel, daß das S zwischen zwei Vocalen den sanften Laut habe, dahin modificiren und also wohl inimeze, teize, tózi schreiben möchte, aber hobuse, katuse, jänese &c. — Unterscheidet man, wie es die Sprachwissenschaft fordert, wie es aber für das gemeine Leben nicht eben nöthig sein möchte, das sanfte und starke S durch verschiedene Buchstaben (z und s), so hat man auch nicht nöthig, wie Ahrens thut, das immer scharfe S des Illativsuffixes (se) mit einem doppelten s zu schreiben.

3) Man unterscheidet jetzt ziemlich allgemein das ö in der Schrift von dem den Ebstn eigenthümlichen õ; auch Ahrens kennt diesen Unterschied, und wenn er ihn in seiner Grammatik nicht macht, so hat es ohne Zweifel nur daran gelegen, daß die Druckerei keine Typen für das õ hatte. Er hat sich auch auf das Mißliche einlassen müssen, durch Regeln bestimmen zu wollen, wo das ö den genannten reinen Laut und wo den gemischten õ haben soll; jeder aufmerksame Beobachter kann leicht bemerken, daß er das ö zu eng begrenzt hat, es kommt wohl in vielen Wörtern vor, welche nach den Ahrens'schen Regeln eigentlich õ haben sollten. Das õ ist übrigens

auch nicht durchgehends bei allen Ehsten zu finden, wie das ö, in Allen-  
tacken ersetzt man es durch e oder o (nie durch ö) wie im Finnischen, im  
Dörpethstnischen ist es sehr deutlich, und der Diphthong di lautet fast wie  
das russische и. In der Schrift das ö zu gebrauchen, auch wenn man sich  
sonst der Ahrens'schen Orthographie bedient, ist wohl rathsam, und möchte  
jetzt kaum irgendwo in einer Druckerei Schwierigkeit finden.

4) Im Ehstnischen tritt sehr häufig der Fall ein, daß zwei neben ein-  
ander stehende Vocale nicht einen Diphthong bilden, wie sie anderswo thun,  
sondern zwei verschiedenen Sylben angehören. Vor Ahrens hat man theils  
diesen Unterschied ganz außer Acht gelassen, theils ist man ihm aus dem  
Wege gegangen dadurch, daß man als Diphthong au schrieb, in getrennter  
Sylbe ao, theils wandte man die hier ganz unpassenden Verbindungsstriche  
an. Das in anderen Sprachen wohl gebrauchte Trema ist im Ehstnischen  
nicht gut anwendbar, da das u, welches besonders häufig in den Fall  
kommt, vom vorhergehenden Vocal getrennt zu werden, dadurch dem ü  
gleich wird. Ahrens hilft sich auch hier mit einer Regel (§ 19), allein  
diese Regel setzt eines Theils voraus, daß der Lesende die Sprache schon  
kennt, weil er ja sonst nicht beurtheilen kann, ob in einem vorliegenden  
Worte ein ursprünglich da gewesener Consonant zwischen den beiden Vo-  
calen ausgefallen, und wer die Sprache kennt, wird wiederum auch ohne  
Regel und Zeichen richtig lesen, anderen Theils reicht die Regel auch nicht  
aus, denn woher sollte man wissen, ob ein Vocal ausgefallen ist bei kae  
(grauer Star), welches Ahrens selbst § 92 anführt? Für ein wissenschaft-  
liches Sprachwerk, namentlich für eine die Sprache erst lehrende Grammatik  
ist ein Zeichen für den Diphthong oder das Gegentheil unerläßlich, und ich  
habe es vorgezogen, den Diphthong zu bezeichnen (laul, kael zc. neben lau-  
tama, lae von lagi zc.), in Schriften für Ehsten oder überhaupt solche,  
welche die Sprache schon verstehen, genügt aber die Ahrens'sche Orthographie  
vollkommen.

5) Die Verdoppelung des einfachen Vocals zur Bezeichnung der Länge  
hat theilweise den früheren Gebrauch für sich und erscheint bei Ahrens nur  
consequent durchgeführt auch in solchen Fällen, wo man sich sonst der deut-  
schen Aussprache wegen mit dem einfachen Vocal meinte begnügen zu können,  
und wir haben schon oben gesehen, daß diese Consequenz unzertrennlich ist,  
wenn man statt der unnützen Doppelconsonanten die richtigen einfachen  
schreiben will. Die Bezeichnungsweise hat nur, wenigstens für ein wissen-  
schaftliches Sprachwerk, einiges Bedenkliche. Im Holländischen macht man  
es freilich eben so, aber da steht dem nicht, wie im Ehstnischen, der Umstand

entgegen, daß der doppelte Vocal auch, anstatt eine Länge zu bilden, zwei Sylben angehört. Ahrens hilft sich hier damit, daß er die Sache läugnet, nach ihm fließen die beiden Vocale immer zu einer Sylbe zusammen. Dies mag in nachlässiger Aussprache allerdings oft geschehen, allein unzweifelhaft ist es mir, daß man saab (es regnet) auch anders sprechen hört als sãb (er bekommt), weel (am Wasser) anders als wêl (noch), saast (vom Hundert) anders als sãst (Schmutz) u. dgl., eben so sind truus (nach Ahrens'scher Schreibweise), lou (von lugu, bei Ahrens einsylbig loo oder luu = lō, lū) u. a. ohne allen Zweifel zweisylbig. Ich habe daher für meine Schriften als Dehnungszeichen den aus dem Lateinischen wohl bekannten Strich vorgezogen, welcher noch den Vortheil gewährt, auch vor Vocalen einen langen vom kurzen Vocal zu unterscheiden, also z. B. trūus (von trū) sãnd (von sãd), sãed (von sãg), aber jōed, laed, mæed, saud (von jōgi, lagi, mægi, sadu). Ahrens hilft sich auch hier wieder mit der Regel, daß „vocalis ante vocalem“ immer lang sei, was aber sicher nicht richtig ist. So sehr nun in mehrfacher Beziehung der Dehnungsstrich eigentlich vor der Verdoppelung den Vorzug verdient, als Dehnungszeichen, so glaube ich doch, daß man in populären Schriften lieber bei dem schon bekannnten und zum Theil wenigstens von jeher immer im Gebrauch gewesenem Verdoppeln bleiben mag.

6) Ganz mißlungen scheint mir in der Ahrens'schen Orthographie die Bezeichnung des gutturalen Nasenlautes (ñ) durch ng. Der gutturale Nasenlaut ist eben so gut ein einfacher wie der linguale (n) und labiale (m), und schon darum ist die Bezeichnung desselben durch zwei Buchstaben vom wissenschaftlichen Standpunkt aus verwerflich, außerdem aber ergiebt sich daraus für die grammatische Behandlung der Sprache noch eine üble Consequenz. Wo nämlich dieser gutturale Laut verdoppelt erscheint, da sollte Ahrens (analog den verwandten nn, mm) also eigentlich ngng schreiben. Vor diesem Monstrum hat er sich vielleicht geschent, er schreibt auch da nur ng, so daß er also in diesem Falle für den einfachen und doppelten Consonanten (ñ und ññ nach meiner Schreibweise) nur eine Bezeichnung hat und mit seiner Lehre von der Tenuation und Firmation in flagranten Widerspruch geräth. Ein paar Beispiele mit meiner Schreibweise werden die Sache deutlich und auch für das Auge klar machen. Wenn man bei den drei Nasenlauten den Durchgang der Luft durch die Nase unterbricht, also das specifisch Nasale aufhebt, so wird aus m, n und ñ der einfache Lippen- (b), Zungen- (d) und Gaumenlaut (g), und umgekehrt entsteht aus diesen, sobald man die Luft nicht bloß durch den Mund, sondern auch durch die

Nase entweichen läßt, sogleich ein m, n, ñ. Wegen dieser nahen Verwandtschaft entsteht nun in der Flexion aus mb, nd, ñg durch Tenuation (Assimilation) mm, nn, ññ, umgekehrt aus mm, nn, ññ durch Firmation (Dissimilation) mb, nd, ng, z. B.

ramb, rind, king (b. Ahrens kingg), im Genitiv durch Assimilation ramma, rinna, kiñña (b. Ahrens kinga st. kingnga) und lammas, kinnas, kaññas (b. Ahrens kangas st. kangngas) durch Dissimilation lamba, kinda, kañga (b. Ahrens kangga).

Für kiñña und kaññas also nur kinga und kangas zu schreiben, d. h. mit einem einfachen, obgleich durch zwei Buchstaben bezeichneten Consonanten (= kiña, kañas) ist eben so unstatthaft, wie rama und rina oder lamas und kinas. Jeder hört gewiß in kiñña und kaññas deutlich zwei Consonanten zwischen den beiden Vocalen eben so gut wie in rinna und kinnas, und in der Declination findet nicht Elision und Insertion Statt, wie es nach der Schreibung von Ahrens aussieht, sondern Assimilation und Dissimilation ganz eben so wie bei den analogen Wörtern mit n und m.

Was soll man nun aber mit dem Laute ñ thun? Wenn (wie es im Deutschen der Fall ist, nicht aber z. B. im Russischen\*) jedes n vor g und k den Gutturallaut annähme, und zugleich dieser gutturale Nasal in der Sprache nicht anders vorkäme als nur vor g und k, so würde in einem wissenschaftlichen Sprachwerke zwar immer ein besonderes Schriftzeichen für diesen besonderen Laut erfordert werden, da n und ñ ganz eben so verschiedene Laute sind wie n und m, aber in populären Schriften wäre eine solche Gewissenhaftigkeit entbehrlich, es wäre genügend, wenn man wüßte, daß das n vor g und k dieselbe Modification erlitte wie im Deutschen. Nun findet im Chstnischen aber nur das Erste Statt (mit Ausnahme nur der Zusammensetzung, wie ongi, nicht ongi), nicht aber das Zweite, wenigstens nicht durchgängig. Das Dörpethstnische kennt freilich ein ññ nicht, sondern statt dessen nur ñg, und king z. B. erleidet also keine Tenuation (Genitiv kiñga), kaññas lautet schon im Nominativ kañgas und erleidet also keine Firmation, und eben so verhält es sich in einem großen Theile des revalehstnischen Sprachgebietes. Wer also nur dieses Gebiet berücksichtigen will, der wird und mag schreiben, wie man vor Ahrens geschrieben hat, denn das genügt für dieses Gebiet in populären

\*) Man vergleiche z. B. планка mit dem deutschen „Planke“, das n bekommt nicht durch das nachfolgende κ den gutturalen Laut (h) wie das deutsche n in „Planke“, sondern es bleibt unverändert ein n.

Schriften vollkommen. Wessen Gehör aber nicht durch die Gewöhnung an die alte Schreibweise abgestumpft, und wer durch diese nicht entwöhnt ist, genauer auf die Laute der lebenden Sprache hinzuhorchen, der kann in einem ebenfalls nicht unbedeutenden Gebiete sich leicht überzeugen, daß das *ñ* keine Erfindung der Theorie ist, sondern wirklich vorhanden ist, und wer dann dieses *ñ* als selbständigen Laut bezeichnen will, der mag es entweder mit dem Zeichen *ñ* thun, wie ich, oder mit dem Zeichen *ng* wie Ahrens, aber dann wird er für die Verdoppelung des Lautes (*ññ*) auch schon nicht umhin können, das *ngng* zu wagen, um nicht, wie Ahrens, die Laute *ñ* und *ññ* zusammenzuwerfen.

Als Resultat von der vorstehenden Darlegung der Vorzüge und Mängel der Ahrens'schen Orthographie ergibt sich nun, daß ich ihr nicht nur vor allen vorhergegangenen den Vorzug gebe, sondern daß ich sie auch für ausreichend zum Gebrauch in populären Schriften halte, mit Hinzunahme etwa des jetzt leicht zu beschaffenden *ö* und mit Offenlassung der Frage wegen des *ñ*. Fragen wir aber nun endlich noch, welche Zukunft die Ahrens'sche Orthographie hat, welche Aussicht auf Verbreitung, so findet sich, daß ihrer allgemeinen Annahme, obgleich auf einer livländischen Schulmeisterconferenz in Fellin eine große Majorität sich dafür erklärte, doch noch ein großes Hinderniß im Wege steht, das aber nicht in ihr selbst liegt, sondern in denen, welche geneigt wären, sie zu gebrauchen. Man kann nämlich mit Ahrens'scher Orthographie nicht anders schreiben, als wenn man eine gründliche grammatische Kenntniß der Sprache hat, und die geht wohl dem allergrößten Theile der ehstnisch Schreibenden noch ab; namentlich wird man ohne eine solche mit dem einfachen und doppelten *p*, *t* und *k* nie zurecht kommen. *Waka* und *wakka* z. B., *kapa* und *kappa*, *jutu* und *juttu* sind freilich nicht bloß von verschiedener Bedeutung, sondern auch verschieden lautend, aber erstens hat man nicht Gelegenheit, das, was man eben schreiben will, unmittelbar vorher auch zu hören, zweitens ist es sehr schwierig, mit dem Ohre richtig aufzufassen, wo durch die frühere Schreibweise das Auge sich gewöhnt hat, keinen Unterschied zu machen, und drittens kann man, vorausgesetzt auch, daß man richtig gehört hat, das Gehörte doch nicht überall richtig anwenden ohne grammatische Kritik. Hat man z. B. richtig herausgehört, daß es *jutustama*, *raputama*, *pakatama* heißt und nicht *juttustama*, *rapputama*, *pakkama*, so kann man freilich überall so schreiben, weil in solchen Wörtern die erste Sylbe nicht weiter veränderlich ist, aber *waka* und *wakka*, *koti* und *kotti*, *sepa* und *seppa* sind verschiedene Casus eines und desselben Wortes, an sich beide richtig und möglich, aber

durch den syntaktischen Gebrauch unterschieden. Wer z. B. das ganz richtige „ma lähen kotti peale pannema“ gehört hat, würde doch sehr im Unrecht sein, wenn er darum auch sprechen und schreiben wollte, „kas sa kotti juba peale panid (statt koti). Es könnte vielleicht Mancher meinen, daß er bei irgend einem anderen Worte, wo diese Casus für das Ohr deutlicher unterschieden sind, sich auf sein Gehör verlassen und ein Wort durch das andere prüfen könne. Er würde also z. B., wenn er unsicher wäre, ob er in dem Satze „der Kutscher spannte den Hengst an“ täkku oder täku schreiben sollte, sich die Frage vorlegen: würde ich schreiben „kutsar pani hōst ette“ oder „kutsar pani hobuse ette“? — Hōst und hobuse sind sehr deutlich zu unterscheiden, und dem ersten entspricht als der gleiche Casus täkku, dem zweiten täku. Er hat vielleicht die bestimmte Erinnerung, die Phrase mit der Form „hobuse“ von einem Ehsten gehört zu haben, er kann, um vermeintlich recht sicher zu gehen, sogar seinen Diener oder seine Magd fragen, ob sie sagen würden: kutsar pani hobuse ette oder hōst, und das hobuse noch einmal bestätigt hören, und er könnte möglicher Weise doch einen Fehler begehen, wenn er darauf hin täku schriebe. Ein Anderer mag vielleicht glauben, dieselbe Phrase mit hōst gehört zu haben und demnach täkku schreiben, und kann ebenfalls richtig gehört haben, und doch in einem concreten Falle richtig oder unrichtig schreiben, wenn er eben keine andere Richtschnur hat als das Ohr. Absolut falsch ist in der That keine von beiden Phrasen, an ihrem Orte kann jede das Richtige sein, sie haben aber einen etwas verschiedenen Sinn, und darum bleibt es auch beim aufmerksamsten und richtigsten Hören immer noch unerläßlich, daß man sich darüber Rechenschaft geben könne, ob das Gehörte auch an dieser oder jener bestimmten Stelle seine richtige Anwendung findet. Ich muß hier bemerken, daß auch die Christen selbst geborener Ehsten in grammatischer Hinsicht durchaus nicht zuverlässig und durchaus nicht mustergültig sind. Der ungebildete ehstnische Bauer trifft instinctmäßig das Richtige, ohne Rechenschaft geben zu können, warum er in irgend einem vorliegenden Falle gerade so oder so spricht, warum er z. B. sagt ma lähen kotti wänkre peale panema, aber ma panin juba koti wänkre peale, und in der That haben wir ja aus der instinctiven Sprache des nicht durch Theorien befangenen und beirrten Ehsten erst unsere grammatischen Regeln abstrahiren können; ganz anders aber verhält es sich mit dem geschulten, mit dem mehr oder weniger wissenschaftlich, aber nicht speciell sprachwissenschaftlich gebildeten Ehsten. Wenn der Ehste eine von seiner Muttersprache im Bau und in der Syntax so abweichende Sprache lernt, wie das Deutsche, und

zwar — wie es wohl fast ohne Ausnahme der Fall ist — nicht sprachvergleichend und immer an seine Muttersprache anknüpfend, so daß deren abweichende Eigenthümlichkeiten ihm immer im Bewußtsein bleiben, so ist es unvermeidlich, daß allmählich in sein Denken und demgemäß in sein Sprechen und mehr noch in sein Schreiben Germanismen hineinkommen, weil er eben nicht im Stande ist, sie klar als solche zu erkennen und mit den Eigenthümlichkeiten seiner Muttersprache in Gegensatz zu bringen. Dazu hat ein Ehste, welcher sich viel im Deutschen bewegt hat, wiederum auch einen grammatischen Unterricht in der Muttersprache nöthig, damit ihm durch die Theorie ersetzt wird, was er an Instinct eingeübt hat. Nachdenkende Leute unter den ehstnischen Schulmeistern — und das sind ja der Mehrzahl nach die schriftstellernden Ehsten — haben auch schon dieses Bedürfniß eines gründlichen Unterrichts in der Muttersprache in den höheren Ehstenschulen gefühlt und ausgesprochen, aber dazu fehlt es einstweilen noch eben so sehr an Lehrern, wie an Lehrmitteln. Man kann bis jetzt wohl sagen: je mehr deutsch ein Ehste versteht, ohne gründliche allgemeinere Sprachbildung, und je mehr er im Deutschen sich bewegt sprechend oder lesend, desto unzuverlässiger in syntaktischer Beziehung ist das Ehstnische, das er schreibt, wenn auch allenfalls im Sprechen die alte naive Unbewußtheit mehr Macht hat. Ich kenne nur einen einzigen wissenschaftlich gebildeten Ehsten, welcher ein klares Bewußtsein von seiner Muttersprache und dem ganz sicheren Gebrauch derselben behalten hat.

Die große Schwierigkeit, die einfachen Schlaglaute (p, t, k) von den doppelten zu unterscheiden, hat den Verfasser des neuesten Schullesebuches und eines noch neueren Geographiebuches, einen ganz deutsch gebildeten Mann, auf eine eigenthümliche Auskunft gebracht, welche geeignet ist, Anhänger zu finden. Er schreibt nämlich zwischen zwei Vocalen, von welchen der erste kurz ist, immer pp, tt, kk, mit wenigen, wie mir scheint, wohl nicht gerechtfertigten Ausnahmen. Angeblich thut er es, weil er überall wirklich einen doppelten Consonanten hört, und weil ihm z. B. die Infinitiv-Casus juttu, wakka, kappa zc. von den Genitiven jutu, waka, kapa (die er ebenfalls juttu, wakka, kappa schreibt) nur durch stärkere Betonung der ersten Sylbe verschieden erscheinen, nicht durch den eigentlichen Consonantlaut. Meiner Ueberzeugung nach ist er darin freilich im Irrthum, aber Folgendes läßt sich für diese Ansicht der Sache doch anführen. Im Dörptehstnischen und zum Theil wohl auch in den südlichen Gegenden des Revalhestnischen wird der Infinitiv vom Genitiv der einsylbigen Wörter gleich den obengenannten und der ihnen gleich behandelten zweisylbigen

immer unterschieden, entweder durch die Mutation (wie nahka, rohtu, koske, lugu, api neben naha, rohu, koze, lou, abi), oder wo keine Mutation Statt finden kann, durch stärkere Betonung (wie mûsta, willa, ótsa, tá nme, neben musta, willa, otsa, tamme). Die Wörter nun mit dem p, t, k, welche Ahrens — mit Recht, wie mir scheint — in die erste Kategorie gestellt hat, stellt der Verfasser des Schullesebuches in die zweite, und ihm ist der Genitiv also juttu, wakka, kappa, der Infinitiv júttu, wákka, káppa, nur daß der Accent hier eben so wenig geschrieben wird, wie in den Infinitiven mûsta, willa, ótsa, támme.

Auch vor Ahrens schon hat man den Unterschied des Infinitivs juttu, wakka, kappa u. dgl. von dem Genitiv in der Betonung gesucht. Einige wollten den vorhergehenden Vocal betonen, Andere den nachfolgenden, und auch das ist nicht zu läugnen, daß tala und tallá, tame und tamme, kana und kanná, tare und tarre für das Ohr viel deutlicher zu unterscheiden sind als jutu und juttu, waka und wakka, kapa und kappa, aber dennoch wird Ahrens wohl immer im Rechte bleiben, und wenn man seine Orthographie befolgen wollte, modificirt in der Weise des Verfassers des Schullesebuches, so würde ich das bedauern als eine halbe Maßregel, welche immer den Nachtheil hat, das Gefühl für das Bedürfniß einer gründlichen Reform eine Zeit lang abzuschwächen und dadurch diese Reform selbst weiter hinauszuschieben.

ESTICA
A-14532
36666